

Der Mensch denkt...

Autor(en): **Schwendener-Egli, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 18

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Mensch denkt...

Fünf Winter schon gingen die beiden Berglerbuben, der Toni von der Sonnhalde und der Fridli vom Schattenloch, zusammen zur Schule. Sie waren Buben, wie Buben eben sind: die Säcke voller Nägel, Schnüre und sonstigen Zeug, mit durchwetzten Hosenböden, Beulen an den Köpfen und Schrammen an den Gliedern. Obwohl gleich alt, war der Toni etwas kleiner als der Fridli. Aber trotzdem war es Toni, welcher den Anführer machte, wenn sie irgendeine jugendliche Torheit ausheckten. Doch Fridli musste den Buckel herhalten, wenn es schief ging. Gab es Streit zwischen ihnen, so getraute Fridli sich nicht zu wehren. Warum? Ja eben, weil der Toni vom grossen Sonnhaldenhof kam und er bloss vom kleinen Schattenlochgütlein. Auch gab der reiche Sonnhaldenbauer dem Schattenlöchler vor Jahren einmal Geld — zweitausend Franken — gegen einen Schuldbrief, und Fridli wusste wohl, wie schwer seinen Eltern meist das Zinsen ging und wie sie oft damit im Rückstand waren.

Gerade durch das trübte sich — wie älter die beiden Buben wurden, um so mehr — das Kameradschaftsverhältnis. Toni gab Fridli oft zu merken, dass er nur der arme Schattenlöchler sei, er selber aber einmal auf dem grossen Sonnhaldenhof werde bauern können. Er prahlte dann auch, was er später alles tun und was er werden wolle. «Ich werde dir dann die obere Fettwiese abkaufen und den Talacker. Dann kann ich auf der Sonnhalde zwei Pferde halten und eine Kuh mehr. Und in den Gemeinderat werde ich gewählt werden — das ist sicher! Wenn ich dann Gemeindepräsident bin...»

«Hör' auf zu prahlen!» Mehr wagte Fridli nicht zu entgegnen, obschon er im Sack die Faust machte und ängstlich nach dem Talacker schaute, nach dem einzigen Acker, der zum Schattenloch gehörte und der ihnen jedes Jahr die Kartoffeln gab.

Als im Frühjahr die Schule fertig war (in den Bergen ist während des Sommers kein Unterricht), half Fridli, so viel er nur konnte seinem Vater im Stall, auf den Wiesen, im Acker. Im Sommer ging er als Hüttenbub auf die Alp, und das so verdiente Geld legte er im Herbst auf den Stubentisch. «Da nehmt's und zinsset dem Sonnhalter!» Mit keiner Silbe aber verriet er den Eltern, was die von der Sonnhalde im Schild führten, ihnen die fetteste Wiese und den einzigen Acker zu entreissen. Denn, dass der Toni nicht bloss von sich aus so prahlte, war leicht zu erraten. Das war auch des Sonnhaldenbauers Trachten. Aber das — das musste verhütet werden. Das Schattenloch ohne die Fettwiese und ohne Acker wäre kein Heimet mehr.

Im Herbst begann wieder die Schule, und es kam der Winter mit viel Schnee und grosser Kälte. Aber die beiden Berglerbuben stapften meistens jeder für sich allein den Hang hinter zur Schule. Es war aber nicht etwa deswegen, weil Fridli am Morgen vor der Schule den Viehstand besorgte, damit sein Vater rechtzeitig in den Holzschlag kam, sondern hauptsächlich darum, weil er lieber nicht mehr mit dem Sonnhaldentoni zusammen sein mochte. So war es dem Fridli denn auch ganz gleichgültig, als eines Morgens die Sonnhaldenbäuerin ins Schattenloch hinüberrief, der Toni sei krank und könne nicht zur Schule kommen.

Zwei Tage verstrichen — der Toni kam immer noch nicht zur Schule. Als gar der Doktor nach den Berghöfen hinaufkam, da befahl die Schattenlöchlerin: «Fridli, heute gehst du hinüber zum Sonnhaldenhof und fragst, was dem Toni fehle!»

Fridli sträubte sich zuerst, gehorchte dann aber doch. Aber im Sonnhaldenhof wies man ihn zurück: «Um Gottes willen, geh weg! Unser Toni hat die Kinderlähmung, und das soll ansteckend sein», sagte die Sonnhaldenbäuerin mit schluchzender Stimme.

Jeden Tag kam dann der Doktor nach der Sonnhalde. Die Bäuerin lief mit verweinten Augen und der Bauer mit gesenktem Nacken herum. Dass gerade sie das treffen musste!

Erst nach langen Wochen sah Fridli seinen Schulgefährten wieder — ein Häuflein Elend, ein Krüppel. Was taten die von der Sonnhalde nicht alles, damit ihr Bub, einst ihr Stolz, wieder zurechtkäme! Sie schickten ihn in eine Klinik, hier zur Kur, dort zur Behandlung. Aber nichts brachte die vollständige Wiederkehr der Kräfte in den gelähmten Gliedern zustande. Etwas besser ging es dem Toni ja schon. Er konnte wenigstens an Krücken von der Stube vors Haus humpeln und wieder zurück. Der weite Weg zur Schule aber wäre für den Gelähmten zu beschwerlich gewesen.

Wieder war es die Schattenlöchlerin, die Fridli befahl: «Du nimmst den Handwagen, wenn's Schnee hat den Schlitten, und

führst den Toni zur Schule!» Und wieder wollte Fridli zuerst nicht gehorchen. Er murrte und hatte zuvorderst auf der Zunge, seiner Mutter zu erzählen, was die von der Sonnhalde vor hätten. Aber er hielt doch mit den Worten zurück. Er wollte den Eltern nicht noch schwerer machen, als sie es schon hatten. Folgsam, aber ungerne, zog er Tag für Tag den gelähmten Toni zur Schule.

Toni aber sass auf dem Gefährt und biss die Zähne zusammen, wenn die Räder über die Steine holperten, oder wenn Fridli den Schlitten unachtsam gegen einen Felsblock gleiten liess. Er befahl nicht mehr. Er prahlte auch nicht mehr. Was hätte er noch zu prahlen gehabt? Was nützte ihm nun der stolze Sonnhaldenhof? Es würde ja doch nie ein Bauer aus ihm, so wie er nun war. Gelähmt, andern zur Last, das würgte. Und er schämte sich jedesmal, wenn sie bei des Schattenlöchlers Talacker vorbeikamen. Was hatte er damals dumm geschwätzt! Und wie hart ist er dafür bestraft worden.

Sein Leiden machte Toni oft massleidend. So unbeholfen darsitzen zu müssen, wenn die andern Buben herumjagten, das war schwer zu ertragen. Wie kämpfte er dann innerlich gegen die ohnmächtige Wut über sein Schicksal! Wie schluckte er die Tränen hinunter, wenn das Elend ihn übernahm!

Bei schlechtem Wetter blieb Toni sonst zu Hause. Aber einmal wechselte das Wetter über Tag, und auf dem Heimweg kamen die beiden Berglerbuben in einen Schneesturm. Der Wind peitschte die eisigen Flocken ins Gesicht des Sonnhaldentoni, der ohne Pelerrine auf dem Schlitten sass und fror, während Fridli ächzend und schwitzend durch den tiefen Neuschnee stapfte und so bergan den Schlitten schier nicht vorwärts brachte.

«Könntest du mich nicht umdrehen?» rief Toni nach vorne. Unwillig riss Fridli weiter am Strick, und barsch kam es über seine Achsel: «Ich muss auch gegen den Wind!»

Diese Worte trafen den gelähmten Knaben. Er merkte nun deutlich, wie ungerne der Schattenlochfridli ihm den Fahrdienst erwies — und er wusste auch wieso. Bitter wurde ihm zumute, und die Tränen liessen sich nicht mehr zurückhalten. Er begann zu schluchzen und liess den Kopf auf seine halbtoten Beine sinken.

Fridli hörte die Laute, schaute zurück, und wie er den Toni so sitzen sah, da fühlte er doch Erbarmen. Er war halt doch ein armer Tropf, der Toni — und eigentlich haben sie sich früher doch gut vertragen. Vielleicht war das damals auch gar nicht so böse gemeint wegen dem Bodenkauf, war wohl nur ein unüberlegtes Schwatzen. Wortlos hob er nun den gelähmten Kameraden hoch, drehte ihn so, dass er mit dem Rücken dem Wind zugekehrt sass, und er legte auch noch seinen Kittel über dessen Schultern. «Ich hab' warm genug beim Ziehen», sagte er bloss, und zog wieder am Strick. So kamen die beiden Buben durch das Schneewetter heimzu.

«Jemers, heut hast du es aber streng gehabt», bedauerte die Sonnhaldenbäuerin den Nachbarbuben. «Unser Mannenvolk ist noch nicht vom Heuschlitteln zurück, sonst hätten wir den Toni selber geholt.»

«O, es war nicht so schlimm», machte Fridli und trug seinen Freund selber in die Stube.

«Das werde ich dir nie vergessen», sagte Toni, als seine Mutter grad nicht dabei war.

Nein, der Toni von der Sonnhalde hat diese Freundschaft nicht vergessen. Durch das viele Kuren wurde er wieder ordentlich hergestellt. Er konnte, als er konfirmiert wurde, ohne Krücken, bloss an einem Stock laufen. Er studierte Fürsprech, und amtet nun als Richter. Als seine Eltern werkmüde wurden, da wurde der Fridli vom Schattenloch Pächter auf der Sonnhalde. Die Alten vom Schattenloch segneten früh das Zeitliche. Seither werkt Fridli auch noch den Schattenlochboden dazu. Er ist es nun, der auf den Berghöfen mit zwei Pferden fuhrwerkt und elf Kühe im Stall hat. Jedesmal aber, wenn der Pachtzins fällig ist, geht der Fridli im derben Kleid zur Stadt, klingelt am Portal eines schönen Hauses, und obwohl die Frau Amtsrichter jedesmal etwas die Nase rümpft und in Aengsten ist um ihre schönen Teppiche — der Fridli tritt mit seinen genagelten Schuhen sicher auf und legt seinem Pachtherrn den Zins vollzählig auf den Tisch. Immer wird er dann von seinem einstigen Schulgefährten zum Essen eingeladen. Jedes Jahr geht der Amtsrichter nach der alten Heimat in die Ferien. Man sieht dann am Abend oder Sonntag den Toni und den Fridli vor dem Sonnhaldenhof auf dem Bänklein sitzen. Der Toni saugt an seiner Zigarre, der Fridli zieht an der Pfeife, und obwohl sie «längs Stuck» kein Wort wechseln — sie denken doch oft ein und dasselbe: «... und Gott lenkt!». M. Schwendener-Egli.